

106. Sitzung vom 20. Februar, 1 Uhr.

Auf der Tagesordnung steht die zweite Beratung des
Telefunken-Gesetzes.

Telefunken-Gesellschaft.

Die Kommission schlägt Annahme des Gesetzes mit einer
keinen Aenderung vor.
Die Annahme des Gesetzes erfolgt widerstandslos.

Erst des Reichsjustizamtes

Hr. Abg. Roth (W. Ver.) erörtert die einzelnen Resolutionen. Bei der Bedeutung, die der Tarifvertrag habe, bedürfe er einer gesetzlichen Regelung. Der Resolution Brunnermann auf Erhöhung der Zeugen- und Sachverständigen-Gebühren stimme seine Fraktion ebenfalls zu. Ebenso den Tagesgebern für Schöffen und Geschworene. Eine Vermehrung der Sondergerichte (Resolution Abrecht und Genossen) wünsche seine Fraktion nicht, deshalb lehne sie diese Resolution, die für Streikenden von Bureau-Angestellten, Landarbeiter und Gesinde mit den Arbeitgebern solche Sondergerichte verlange, ab. Mit der richterrechtlichen Regelung des Straßvollzugs und mit einer einschläglichen Regelung der Fürsorge für entlassene Straßgefangene seien seine Freunde einverstanden. Mit Einföhrung der Deportation sei ein Teil seiner Freunde einverstanden, ein anderer halte diese Frage noch nicht für spruchreif. Dem Gedanklen der Resolution Bassermann — Strafrecht, Straßverfahren und Straßvollzug bei Jugendlichen betreffend — stimme seine Fraktion zu. Nicht annehmbar sei ihr dagegen die Resolution Abrecht betr. das Recht zur Zeugnisverweigerung für alle an der Herstellung von Zeitungen beschäftigten Personen. Gegen eine Wöderung der Bestimmungen gegen die Redakteure habe sie allerdings nichts einzuwenden.

Staatssekretär Rieberding: Die neue Strafprozeß-Ordnung ist im Reichs-Justizamt fertiggestellt. Der Entwurf liegt der preussischen Regierung vor. Sobald sich ergibt, daß einige Meinungsverschiedenheiten mit der preussischen Regierung in dieser Frage nicht bestehen, gelangt der Entwurf unverweilt an den Bundesrat. Offenlich kann er im nächsten Winter an den Reichstag gelangen. Es handelt sich zunächst um eine umfangreiche Novelle zum Gerichtsverfaltungsgezet und dann um eine völlige Neuordnung der Strafprozeßes selbst. In Bezug auf Gewährung von Tagelöhnen und Reisekosten an Geschworene und Schöffen werden die Herren schon aus den Erklärungen der einzelstaatlichen Regierungen wissen, daß seitens einzelner Bundesstaaten Anträge auf Regelung dieser Frage an den Bundesrat gelangt sind. Mit Rücksicht auf die Strafprozeßreform und auf die bestimmte Erwartung, daß die Reform im nächsten Winter an den Reichstag gelangen soll, haben die Regierungen mit Mehrheit beschlossen, jetzt in eine Regelung dieser Frage nicht einzutreten. Dagegen sollen in die Strafprozeß-Ordnung Bestimmungen aufgenommen werden, die den hier schon beschlossenen Resolutionen in dieser Frage Rechnung tragen.

Abg. Dove (Frl. Ver.) bekämpft zunächst das Verlangen des Magistrats Antrages auf Eröffnung von neuen Sondergerichten für Bureau-Angestellte u. s. w. Die Stadtbehörden klagen über Zeitgriffe und ja nicht unbefuglich, aber er hat zu sehr verallgemeinert. Objectiv liegen ja Zeitgriffe vor, aber sie sind durch das Mißverhältniß, zum Theil erklären sie sich auch durch bureaukratische Einseitigkeit. Die Erklärungen des Staatssekretärs dorthin waren befriedigend. Wir sehen nur nicht ein, weshalb mit den Tagesordnern für Schöffen und Geschworene durchaus bis zur Strafprozeßreform gewartet werden muß. Dem Antrage Liebert betr. Deportation kann die ganz überwiegende Mehrheit meiner Freunde nicht zustimmen. Den Zeitreibungen wegen Reform des Strafvollzuges stehen wir sympathisch gegenüber. Ebenso und besonders, insofern es sich um Jugendliche handelt. Aber vor Jugendgerichten, also neuen Sondergerichten, möchte ich doch warnen. Selbstverständlich können wir für den Antrag Brunkermann betr. Erhöhung der Zeugengebühren und Sachverständigen-Gebühren. Und nun zum Schluß, m. D., unsere Fufz, das müssen wir uns immer wieder vor Augen halten, ist und bleibt ein Teil unseres öffentlichen Lebens. Unsere Rechtsprechung und auch deren Irrthümer sind nur ein Nessel der Erscheinungen, die wir überhaupt in unserem öffentlichen Leben haben. Vollen wir eine ernsthafte Reform, so muß überhaupt ein anderer Wind in unserem Vaterlande wehen. Dann werden wir nicht mehr so fortwurseln, sondern uns an große Aufgaben machen können. Jedes Volk, m. D., hat die Fufz, die es verdient. (Lebh. Beifall.)

Abg. Bruhn (Neformp.) spricht für Verbilligung der Rechts-
anwalts-gebühren, besonders der Armenrechtsgebühren. Weiterhin macht Red-

ner u. a. dem Abg. Prinz zu Vorwurf, in seiner Aeußerung über Klassenjustiz zu weit gegangen zu sein. Auch läßt er Kritik an der ersten Verhandlung im Wolffe-Borden-Prozess. Diese sei miserabel gewesen. Die zweite Verhandlung habe sich davon in erfreulicher Weise abgehoben.

Abg. Sejda (Vole): Wir können das, was der Abg. Stadthagen über die preussische Ministerialverfügung wegen der Legittimationsarten gesagt hat, nur Wort für Wort unterzeichnen. Den vorliegenden Resolutionen stimmen seine Freunde durchaus zu, mit allerer Ausnahmeh der Liebeschen. (Deportation betreffend.) Auch die Richter, die objektiv sein möchten, unterliegen der allgemeinen fatalistischen Suggestion. Die Justiz erniedrigt sich bei uns zur Rago der Politik.

Staatssekretär Dr. Riebeding: Für seine Behauptung, die preussische Regierung habe Reichsgehege verlegt, hat der Redner nicht den geringsten Beweis gebracht. Daher weise ich diese ehrverletzenden Behauptungen entschieden zurück. (Rufen der Vollen.) Er soll Tatsachen vorbringen, dann wird der Reichsfanzler Rede und Antwort stehen, soweit die verfassungsmässigen Grenzen gezogen sind. Ueber preussische Angelegenheiten freilich wird der Reichsfanzler nicht Antwort stehen. (Rufen rechts.) Es ist gewiss kein Vergnügen, immer hier die Antwort abgukriegen, aber wir würden das Vertrauen der Einzelstaaten verlieren, wollten wir uns in ihre Angelegenheiten mischen.

Abg. Sarenhorst (Rp.) rühmt das richtige Urteil der Geschworenen im Hauptprozeß, die sich durch nichts beeinflussen ließen. Er tadelt scharf das Verhalten des leitenden Anklägers im ersten Moisse-Hardenprozeß und verurteilt das rigorose Vorgehen gegen Zeugen vor Gericht. Der Redner nimmt zu den einzelnen Resolutionen Stellung wie sein Fraktionsfreund Brunstmann. Zu der Beifremdheit der Richter trage das Ansehen der Großstädte das meiste bei.

Staatssekretär Rieberding erklärt kurz in Bezug auf die Erhöhung des Gebührenprekariats für Zeugen und Sachverständige: das Reichsjustizamt erkenne das Bedürfnis hierfür an und habe sich mit der preussischen Regierung deshalb in Verbindung gesetzt.

Abg. Saffermann (nfl.) beklagt zunächst die Flut von Resolutionen, mit der die Staatsberatung überschwemmt werde. Das Haus sollte sich über einen Weg einigen, wie dem abzu-
helfen sei.

Staatssekretär Nieberding: Es haben Jugendliche verurteilt worden müssen u. a. wegen Teilnahme an Mord, wegen Brandstiftung. Solche Jugendliche etwa in Familien zu bringen geht natürlich nicht an, sie müssen doch also in besondere Anstalten kommen. Dann stellt der Redner noch statisch fest, daß die Kriminalität der Jugendlichen in den letzten Jahren nicht abnimmt.

Hg. v. Katzan (L.) berührt den bekannten Fall der Fürstin Wrede und bedauert, daß diese nicht einer öffentlichen, sondern einer privaten Irrenanstalt zur Untersuchung ihres Geisteszustandes übergeben worden sei. Erstere sei doch ausdrücklich in § 81 der Str.-R.-Ordnung vorgeschrieben. Zeppebe es Leute, die sagten: da hast ihr es ja! Reiche Leute können sich's in einer Privatanstalt wohl sein lassen, — arm schickt man in die öffentliche Anstalt! Früher habe man davon nichts gewußt. Man sollte sich hüten, im Bosse das Rechtsbewußtsein zu erschüttern und in ihm den Glauben erwecken gegen Höhergestellte werde anders verfahren, als gegen Niedriggestellte.

Resident, Bevollmächtigter v. Brandenstein sucht nachzuweisen, daß im Falle Brede von Staatsanwalt und Gericht sachgemäß vorgegangen sei. Eine Verpflichtung zur Unterbringung in einer öffentlichen Anstalt habe nicht bestanden, zumal die Fürstin Kaution gestellt habe.

Staatssekretär Niederding erklärt gleichfalls, daß die v. Matschische Schlussfolgerung aus § 81 Str.-Pr.-Ordn. unzutreffend sei. Er gebe zu, der Paragraph sei nicht gerade schön gejaßt.

Hierauf Vertagung.
 Morgen 1 Uhr: Zweite Lesung des Schiedsgerichtes, dann Fort-
 setzung der heutigen Beratung. Schluß nach 6¼ Uhr.

Lokales.

* Wiesbaden, 21. Februar 1908.

* Wiesbadener Verein für Sommerpflege armer Kinder.
Genannter Verein hielt unter der Leitung seines Vorsitzenden
Landeshauptmann Krefel im Landeshause seine ordent-
liche Mitgliederversammlung ab. Nach dem Jahresbe-

richte ist die Zahl der Pfleglinge von 93 im Jahre 1900 auf 480 in diesem Jahre gestiegen. Das in der Lohmühle bei Oberseelbach eingerichtete eigene Heim des Vereins ist für 50 Kinder eingerichtet. 200 Kinder haben im letzten Sommer dort untergebracht werden können, mit geradezu überreichendem Erfolg. Die 133 während der Ferien in den benachbarten Dörfern Nieder- und Oberseelbach und Oberjosbach in Familienslegen untergebrachten Kinder wurden einmal wöchentlich zum Bade in das Heim geführt. In den 4 Betriebsmonaten wurden 3835 Bäder verbraucht, davon 496 an die Landkinder, 1125 Stoolbäder und 1014 Reinigungs-Warmbäder an die Kinder im Heim. Die Gesamtkosten des Betriebes beliefen sich bei 6084 Pflegetagen auf 7388 M., also auf 1 M. 33 Pf. pro Tag. — Im ganzen wurden 480 Kinder, darunter 34 von der Armenverwaltung, 6 von der Kgl. Theater-Intendantur und von 32 Viehhirch-Industriarbeitern Kinder überwiesen. Für 42 Kinder wurde von privater Seite der volle Betrag bezahlt. Die Familie v. Krauskopf hatte von Mai bis incl. September jeden Monat 2 Mädchen aus Schloß Hohenbuchau zu Gast. 7 Anaben waren in der Gegend von Dersdorf kostenlos in Familienpflege untergebracht. — Die Einnahmen des Vereins setzten sich wie folgt zusammen: jährliche Beiträge 5980 M., einmalige Beiträge 12458 M., Beiträge der Eltern der Pfleglinge 642 M., Beitrag der Stadt Wiesbaden 1530 M., Zinsen-Einnahme 916 M., zusammen 25993 M. Der Rechnungs-Ueberfluß belief sich auf 5008 M. — Bei dem Polizei-Präsidenten ist der Antrag gestellt worden, dem Vereine den Charakter einer milden Stiftung beizulegen, um von der Stempelspflicht entbunden zu sein. Eine dementsprechende Statutenänderung wurde zugestanden, ebenso wie mehrere weitere Statutenänderungen. Zu Mitgliedern des Vorstandes wurden Landeshauptmann Krefel und Dr. Kalle wieder, Frau Dr. Reben und Bankier Ladner neuergewählt. Neu in den weiteren Ausschuss wurden gewählt: Frau Reg.-Präsident Dr. v. Meißner, Jrl. Gallus, Landrat von Heimbürg, sowie die Aerzte Dr. Bidel und Dr. Hirsch. Zum Schluß brachte der Schatzmeister noch zur Kenntniß, daß Frau A. Berle eine Stiftung von 5000 M. zum Besten des Heims gemacht habe, welche als Jakob Berle-Stiftung geführt werden soll. Das hier gegebene Beispiel wird vom Schatzmeister zu recht zahlreicher Nachahmung empfohlen.

Unfallversicherung für Schupleute. Wie aus Polizeireisen verlanlet, ist die staatliche Unfallversicherung für Schupleute beschlossene Sache. Die im vorigen Jahre fortgeführten Erhebungen in ganz Preußen haben ergeben, daß eine Versicherung der Schupleute gegen Unfälle aller Art für diese besonders in Großstädten allerlei Gefahren ausgeleiteten Beamten dringend erforderlich ist.

Vereins- und andere kleine Nachrichten.

— Auf den am Samstag, 22. Februar, abends 8 Uhr im Saale des Turnvereins, Hellmuthstraße 25, stattfindenden großen Volks-Massenball des Sachsen- und Thüringer-Vereins seien hierdurch alle Freunde eines guten Humors besonders aufmerksam gemacht.

Der Klub Edelweiß hält seinen diesjährigen großen Maskenball mit Preisverteilung am kommenden Samstag, 22. Februar von abends 8 Uhr ab in dem effettvoll decorierten Saale des Männer-Turnvereins, Blatterstraße 16 ab. Die Maskenpreise sind zurzeit ausgestellt in dem Herren-Garderobekasten E. Reuter, Paulbrunnenstraße, Ecke Kirchhof.

— Am Nächstnachts-Samstag, 29. Febr., hält der „Schorsch'sche Männerchor“ seinen diesjährigen großen Maskenball. Die Preisvertheilung im Saale des latth. Vereinshauses, Dohmeimerstraße 24 ab. Für die schönsten und originellen Masken finden elf wertvolle Preise gestiftet und zwar, 6 Damen-, 4 Herren- und zwei Gruppenpreise. Dieselben sind in den Schauwienster des Kaufhauses Führer, Kirchgasse Nr. 48 ausgestellt. Die Verkaufsstellen der Masken- bzw. Eintrittskarten sind in den Anzeigen bekannt gegeben.

— Sängerkvartett Frisch auf! veranstaltet Sonntag 23. ds. Mts., nachmittags 4 Uhr im Konfordiaale (Eiffstraße 1) eine große humoristische Unterhaltung mit Tanz. In Aufführung gelangen einige interessante Theaterstücke. Auch haben mehrere Humoristen ihr Mitwirken zugesagt.

Berliner Börse, 20. Februar 1908.

[illegible]

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 5.

Samstag, den 22. Februar.

1905.

Wir Frauen und Ihr Männer.

Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist tot.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch' einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtnis einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Besit, der ruhig machen sollte,
Nach fremden Gütern euch nicht lüftern machte:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit. . . .

Polizeiassistentin in Wiesbaden.

Die Leserinnen werden sich entsinnen, daß Schwester Henriette Arendt, die Polizeiassistentin, kürzlich in Wiesbaden verweilte und über ihre Ideen sprach.

Die Art und Weise, wie die Stuttgarter Assistentin ihre Aufgabe auffaßt und zu lösen bestrebt ist — sie schildert ihr Wirken an der Hand vieler praktischer Beispiele — hebt sie hoch über die äußerlich eingeräumte Stellung einer subalternen Beamtin im Dienste der Sittenpolizei hinaus. Sie bildet die Vermittlerin zwischen der strafenden Hand des Staates und der rettenden und helfenden Liebe der Gesellschaft, deren Quellen sie mit Geduld und Hingebung zu öffnen und in planvoll organisierte Bahnen zu lenken weiß.

Jedem, der im Strom des großstädtischen Lebens Schiffbruch gelitten und mit der Polizei in Konflikt gekommen ist, oder der sonst hilfesuchend bei ihr eintritt, sucht sie in wirksamer Weise zu einem geordneten Leben zu verhelfen: Prostituierten, Trinkerinnen, unehelichen Müttern, entlassenen Strafgefangenen, verwahrlosten Kindern, jugendlichen männlichen Polizeigeangenen, Bagabonden usw.

Diese Hilfeleistungen erheischen die Gründung verschiedener Stiftungen. Ein evangelisches und ein katholisches Vorarl sind auf ihre Anregung entstanden, ebenso 2 Fürsorgeheime für strafentlassene junge Burken und Männer.

Für diese arme und verirrte Schar hat sie während ihrer vierjährigen Tätigkeit 7663 Mark flüssig gemacht, die sie, abgesehen von 2000 M. städtischer Unterstützung als freiwillige Liebesgaben erbeten und empfangen hat.

Was für eine Arbeit allein in dem Sammeln dieser Gelder steckt, wird jeder ermessen können, der für eine gute Sache einmal an die Mildtätigkeit seiner Freunde appelliert hat. Schwester Arendt geht davon aus, daß der Staat und die Kommunen die Verpflichtung haben, in energischer

Weise diesen Kernsten der Armen zu Hilfe zu kommen und mehr Opfer für Fürsorge an den Schiffbrüchigen und Stiefkindern des Lebens zu bringen. Jeder Pfennig, der hierfür ausgegeben wird, wird an Strafanstalten erspart.

Eine solch weitsichtige und wahrhaft humane Sozialpolitik treiben diejenigen Städte, welche Polizeiassistentinnen anstellen. Das will uns S. Arendts Buch lehren, das den Titel trägt: Menschen, die den Pfad verloren. . . . Man erhält das Buch in den Wiesbadener Buchhandlungen. Dr. Friedrich Naumann hat eine kurze, verständnisvolle Vorrede dazu geschrieben, die vielleicht dazu helfen wird, für das soziale Wirken einer weiblichen Hilfskraft bei der Polizei auch in weiteren Kreisen, als den speziell an der Sittlichkeitsache Interessierten, Verständnis zu erwecken.

Trachten nassauischer Frauen.

♂ Zum Wiesbadener Karneval.

Wiesbadenerinnen von anno Dazumal. — Kopfbedeckungen. — Französische Flüchtlinge. — Die hirscheleberne „Erbhose“ in Nassau. — Die Schönen von Nastätten. — Unter der Nebellappe.

Von einem Spatzvogel stammt der Ausdruck, es sei einerlei, ob sich die Frauen etwas „i n“ den Kopf setzten oder „a u f“ den Kopf setzten — es käme den Männern immer teuer zu stehen. Trotz aller kostspieligen Neuzeit-Moden, sah es aber in den schlichten, bescheidenen Zeiten Alt-Wiesbadens nirgends bunter aus, als auf dem Kopf einer Frau. . . . Jetzt, wo wir wieder mitten im kurstädtischen Karneval segeln, wo die Phantasie für die Kurhaus- und andere Maskenbälle in der Trachtenfunde nach den mannigfaltigsten historischen Kopfbedeckungen und sonstigen Trachten sucht, mag erwähnt sein, daß auch speziell die Geschichte der nassauischen Trachten eine Fundgrube für sehr schöne, historisch treue Kostüme sein könnte.

Längst verschollen und vergessen ist eine hübsche, spezifisch Wiesbadener Volkstracht. Ein Mädchen, das heute in den Straßen auffallen möchte, brauchte sich nur mit der damaligen Tracht, einer sonderbaren Haarfrisur mit einem weißen Pique-Kommodchen, woran bunte Seidenbänder lustig flatterten, über der sogenannten „Haarant“ zu versehen. Jene Frisur ist heute noch bei einzelnen Frauen des blauen Ländchens bekannt. Neben dem Kommodchen trugen namentlich die jüngeren Jahrgänge der Wiesbadener Schönen eine Piquehaube. Ging man zum Abendmahl, wurde das sog. Kannelchen, ein weißer Stillschawl, um das Kopfkommodchen geschlungen. Gewisse französische Trachten liehen seinerzeit Amtsgerichtsrat Düssel darauf schließen, daß sowohl Kommodchen als Kannelchen von französischen Flüchtlingen bei uns eingebürgert wurden. Er bemerkte in seinem vor einem Jahrzehnt gehaltenen Vortrage über die Trachten, daß sich das Kommodchen auch im Einrich befindet. In der Gegend von Nastätten und Nakenelbogen heißt es „Boike“. Bis 35 Zentimeter mißt es in der Breite, wie in der Höhe — ein wahres „Ungetüm“ für ein kleines Mädel.

In Wiedrunfel, wo es auch noch existieren soll, gibt es auch noch jene hirschedernen Mandestehosen, welche vor einigen Tagen vom Dichter Bories von Münchhausen im Wiesbadener Kaisersaal so humoristisch geschildert wurden und sich in ungezählten Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt. . . .

Aus weißem Piqué kann man sich auch die sogenannte „Nebelfappe“ alter Westerwälder Bäuerinnen herstellen. Schwarze oder braune Blumen prangen auf dieser Kappe, die man auch Mutsche nennt. So heißt aber auch ein niedriges Käppchen, das sich die Frauen im Diepholzale „quer“ auf den Kopf setzen. Wenn dort Frauen am Trauerzug teilnehmen und hinter dem Sarge hergehen, sind sie in ein großes, schwarzes Tuch eingehüllt. Die Farbenbenennung des „blauen Ländchens“ jedoch kann man gewissermaßen auch auf die Bevorzugung der blauen Farbe für die Frauentrachten zurückführen.

Die schönste aller nassauischen Frauentrachten ist und bleibt die sogenannte „kurze Tracht“, die man noch im Amte Alzeberg finden kann. Man sprach früher häufiger von „kurzen Hochzeiten“. Die Bezeichnung rührt daher, daß die Hochzeiten in dieser allerliebsten . . . „kurzen“ Tracht abgehalten wurden. Erwähnen muß man allerdings, daß die Trachten in Nassau damals nicht nur im allgemeinen verschieden waren, sondern infolge der ehemaligen politischen Zerküftung der Gebiete auch ihre Unterschiede zeigten. So zählte man die schon speziell erwähnte Wiesbadener Volkstracht zu den protestantischen.

Die Bäuerin in fast allen früher katholischen Gebieten schmückt, wie seinerzeit von Düsseldorf hervorgehoben wurde, ihre Haube mit bunter Stickerei, bunten Perlen, Goldfäden und Goldstickerei, während in den protestantischen Landesteilen die Haube nur mit weißer, blauer, schwarzer, auch brauner und roter Fadenstickerei und vielleicht mit einer üppigen schwarzen Perle geschmückt ist. Aus dem Amte Montabaur sei noch kurz das blaue und dunkelviolette Nieder darunter „zum Ausgehen“ der gestrippte schwarze oder blaue Tragen erwähnt. Bei den Mädchen sieht man statt dessen ein buntes Tuch.

Auch tragen die Mädchen nicht das Sonntags bei kaltem Wetter die von den Frauen über dem Nieder angezogenen Wämschen. Die Braut trägt blaue Strümpfe — sonst ist alles schwarz. Trachtenstudien kann man also mit eigenen Augen auch noch besonders in Montabaur treiben, wo die Männer noch in ihrem Sonntagsstaat mit durchgeschauerten Kniehosen und blinkenden Schnallenschuhen erscheinen, in der blauen Zipfelmütze eingewebte Vögel tragen.

Die Vögel sind ja heute noch in ganz Nassau Mode. Aber sie werden nicht in der Zipfelmütze, sondern im Kopf und im Knopfloch getragen. . . .

Frauen-Aussprüche.

Das wimmernde Würmchen in den Mutterarmen ist vielleicht ein Genie und seine Mutter ein Rätsel; sie hätte es lieber so, wie sie es normal fände, ganz einfach, mit ganz bescheidenem Dose.

Sinaja, September 1906.

Aus der heiligen Mutterschaft soll man Städte und Staaten erbauen und mit der männlichen Opferkraft sie ernähren.

Sinaja, September 1906.

Die Frauenemanzipation ist die traurigste Kritik für die Männer. Sie sollten ihr Haupt verhüllen und in sich gehen.

Buarest, Mai 1907.

Die verachteten Frauen verachten die Männer am tiefsten, und sie könnten sich gegenseitig erheben und läutern.

Mai 1907.

Die Mode ist die Stütze des Geschmacks, die Etikette die Stütze der Erziehung, die Kirche die Stütze der Religion. Wer die drei Dinge hat, der braucht keine Stützen.

Januar 1908.

Carmen Sylva.

Die schöne Erzherzogin.

Erzherzogin Marie Henriette von Oesterreich hat sich mit dem Prinzen Georg von Hohenlohe-Schillingsfürst verlobt. Die Prinzessin, die soeben ihr 25. Lebensjahr vollendete, ist die dritte Tochter des General-Truppen-Insp.



Erzherzogin
Marie Henriette von Oesterreich

teurs Erzherzogs Friedrich, Herzogs von Teschen und seiner Gemahlin Isabella geborenen Prinzessin von Croyn. Der Bräutigam ist österreichischer Kammerherr und Rittmeister im 5. Husaren-Regiment. Gegenwärtig gehört er der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin an.

Richard Wagner über die Frauen.

Der bekannte Musikschriftsteller und Wagnerianer Erich Kloß hat es unternommen, die große Briefliteratur, die wir jetzt von Wagner besitzen, daraufhin durchzugehen; das Resultat ist jetzt in einem der schönsten Bände aus der Sammlung: Bücher der Weisheit und Schönheit, die Jeanot von Grotthuß bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart herausgibt, und der den Titel trägt: Richard Wagner in seinen Briefen. Kloß hat nach bestimmten Prinzipien gesichtet und die Briefstellen in einzelnen Kapiteln reproduziert. Man hört Wagner reden über Leben, Welt und Kultur, über Religion, Politik, Familie, Natur und Tierwelt, Humor, über Zeitgenossen, über Musik, Musiker und Theater, Dichter und Dichtung, Kunst und künstlerischen Beruf, über seine eigenen Werke, über die Festspielgedanken und Bayreuth. Sehr interessant ist es aber auch, Wagner über die Frauen reden zu hören:

1849 schreibt er an Theodor Uhlig:

. . . Die Frauen sind aber die Musik des Lebens: sie nehmen alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönen.

An Theodor Uhlig. 1850:

. . . Jeder Mann wird heutzutage als Philister geboren, und langsam und mühevoll gelangen wir Aermsten erst dazu, Menschen zu werden. Die Frauen, die ganz das geblieben sind, was sie von der Geburt an sind, können uns einzig lehren, und wären sie nicht, wir Männer gingen rettungslos im Dütendreien zugrunde.

An Theodor Uhlig. 1852:

. . . Es ist immer wieder das „ewig Weibliche“, was mich mit süßen Täuschungen und warmen Schauern der Lebenslust erfüllt. Ein feuchtglänzendes Frauenauge durchdringt mich oft wieder mit neuer Hoffnung

An die Nichte Franziska Wagner. 1852:

Ich kann die Männer nicht leiden und mag auch nichts mit ihnen zu tun haben: es taugt keiner einen Schuß Pulver, als wer von einem Weibe wirklich geliebt werden kann. Die albernen Esel können ja aber gar nicht einmal mehr lieben; wenn sie noch genial sind, faulen sie, für gewöhnlich helfen sie sich mit Zigarrenrauchen. Ich mache mir nur noch etwas aus den Frauen.

An die Schwester Cäcilie Avenarius. 1852:

Im ganzen sind mir die Männer am meisten zuwider, und am ehesten gewinne ich noch angenehme Eindrücke von Frauen. Es ist ein gräßlicher Unsinn, daß die Männer immer wieder mit Männern, und die Frauen mit Frauen umgehen: das ganze menschliche Geschlecht muß durch diese Verkehrtheit endlich zugrunde gehen. Wenn nur nicht die Frauen meist auch schon so ruiniert wären! Die Männer sind heutzutage geborene Philister, und die Frauen werden es durch sie.

An August Rödel. 1851:

Nicht eher sind wir das, was wir sein können und sollen, bis — das Weib nicht erweckt ist.

An Mathilde Wesendonk. 1858:

Ich habe wieder einen rechten Abscheu vor den jugendlichen Ehen bekommen; außer bei ganz unbedeutenden Personen ist mir noch keine begegnet, in der mit der Zeit nicht ein tiefer Irrtum zutage kam. Welches Elend dann! Seele, Charakter, Anlagen — alles muß verkümmern! . . . Was ist solch eine Ehe, die wir in taumelnder Jugend auf die erste Regung des Gattungstriebes hin für das Leben eingehen?

An Franz Liszt. 1854:

Gib mir ein Herz, einen Geist, ein weibliches Gemüt, in das ich mich ganz untertauchen könnte, das mich ganz fachte — wie wenig würde ich dann nötig haben von dieser Welt.

Die Königin spricht.

Die „Blindenstadt“ in Rumänien.“

Bei der Weibeseier der „Blindenstadt“ begann Carmen Sylva ihre Rede wie folgt: Das frohe Fest, das uns versammelt, erscheint mir wie die Morgenröte eines schönen Tages. So hell wie wir versucht haben, es rings um uns zu machen, so hell soll es in den Herzen werden — dem Schicksal zum Trost, den Leiden zum Trost, die übermenschlich und unerträglich scheinen, an der Hand des starken Gottes, der uns führt, und der den geprüften unter seinen Kindern Geduld, Kraft, Freude und Liebe schenkt, ein großes Werk zu vollbringen. Denn wir arbeiten hier für die ganze große Menschheit. Dem Lande sollen viele Bürger und ihre Familien zurückgegeben werden, die vorher ihm und sich selbst zur Last waren. Der Menschheit sollen Fenster geschenkt werden, die aus scheinbarer Nacht heraus Licht verbreiten sollen. Unser Werk kann nur ein selten schönes Werk werden, weil es auf weiterer heiliger Menschenliebe erbaut ist.

Taktlosigkeit.

Plauderei
von Hermine S.

Die Verstöße, welche gegen das Taktgefühl täglich und stündlich vorkommen, sind Legion. — Nicht nur ungebildete Menschen, von denen man es nicht anders erwarten kann, sondern auch sogenannte bessere den bevorzugten Ständen Angehörige, begehen unzählige Taktlosigkeiten, oft ohne sich dessen bewußt zu sein, oft aber auch mit Absicht, um den Mitmenschen zu ärgern oder ihm zu schaden, und dies ist gewöhnlich die ärgste Art von Taktlosigkeit, mitunter auch schon Roheit.

Frau R. macht z. B. einen Besuch und sagt gleich beim Eintreten, wie heiß und drückend es in der Wohnung sei und wundert sich, daß man eine solche Atmosphäre aushalten könne. — Oder sie erzählt, wie gut die Kleinen irgend einer bekannten Familie erzogen sind, wenn sie gerade eine Unart bei einem Kind bemerkt.

Sehr unschädlich ist es auch, jemandem ins Gesicht zu sagen, er sehe schlecht aus, denn dadurch macht man den andern ängstlich und, falls er wirklich nicht gesund ist, regt man ihn auf und verschlimmert das Uebel.

Wenn man z. B. Kinderbemittelten viel von seinem eigenen Luxus oder den Reichtümern anderer erzählt, oder von kostspieligen Reisen, die man gemacht, oder von Badeorten, die man besucht, ist dies eine arge Taktlosigkeit.

Mehr unartig als taktlos ist es, wenn man jemanden einladet, ohne die Anwesenden auch zu einem Besuch aufzufordern.

Wenn man mit Leuten zusammenkommt, von denen es bekannt ist, daß sie nicht glücklich leben, soll man nicht das Familienglück anderer erwähnen, weil man mit derartigen Bemerkungen sehr wehe tun kann.

Eine Mutter betrauert den Verlust ihres Kindes und es kommt sie eine Dame besuchen und meint sie damit zu trösten und zu erheitern, wenn sie der Trauernden komische Aussprüche ihrer Kinder erzählt. — Der Schmerz wird dadurch nur noch mehr aufgestachelt und Neid, oft sogar Feindschaft erweckt.

Jemand hat ein unangenehmes Erlebnis gehabt und begibt sich in Gesellschaft, um sich ein wenig zu zerstreuen. Die Hausfrau oder irgend ein Gast geht aber neugierig auf ihn zu und erkundigt sich nach den Einzelheiten des Falles.

Ein hinkender Herr kommt in sein Stamm-Kaffeehaus und erzählt glückstrahlend seinen Bekannten, daß er Vater eines Knaben geworden. Da fragt ein böshafter Mensch, ob der Kleine seinem Vater ähnlich sehe und auch mit einem kürzeren Fuß zur Welt gekommen sei.

Dies gehört eigentlich nicht mehr zu dem Kapitel Taktlosigkeit, sondern ist eine Gefühllosigkeit, die von jedem halbwegs gesitteten Menschen mit Empörung zurechtgewiesen werden muß.

Wenn gebildeten und herzensguten Leuten einmal aus Unbedachtsamkeit ein Wort entschlüpft, das besser ungeprochen geblieben wäre, dann wird man es gewiß nicht übel nehmen und wissen, daß es ohne böse Absicht geschehen ist. Rücksichtslosen und herzensrohen Menschen soll man aber womöglich ausweichen oder ihre Bosheiten und Taktlosigkeiten einfach überhören und sich weiter nicht um sie bekümmern. Man möge aber schon bei Kindern auf taktvolles Benehmen sehen, denn wenn auch das wahre Taktgefühl angeboren ist, läßt sich durch richtige Anleitung doch viel anerkennen.

Was Großmütterchen lehrt.

— Gefrorene Kartoffeln genießbar zu machen. Die Kartoffeln werden geschält und ohne Wasser in einen Topf gebracht, welcher, nachdem der Deckel luftdicht darauf geklebt ist, an das Feuer gestellt wird, worauf die Kartoffeln durch die aus ihnen selbst sich entwickelnden Dämpfe zum Kochen gebracht werden und dann denselben Geschmack wie gesunde Kartoffeln erhalten.

— Wanzen müssen, wo sie sich zeigen, unverzüglich mit aller Energie bekämpft werden. Man nehme die Bettstellen sofort ins Freie, säubere sie mit einem Holzstäbchen oder einer Haarnadel in allen Fugen, brühe sie dann mit kochendem Seifenwasser und etwas Alaun aus, lasse sie gründlich austrocknen und bepinselt sie mit einer Abkochung von Wermuttee, mit Petroleum oder noch besser mit Salzsäure oder Insektentinktur und streue schließlich Insektenspulver nach. Die untapezierten Wände werden sorgfältig verschmiert und dann mit Alaun in Kaltwasser geweißt. Bilder und nicht festklebende Tapeten, sowie Fußleisten sind Schlupfwinkel für Wanzen. Eine Abwaschung mit Weinessig schützt die Menschen vor diesen nächtlichen Ruhestörern, auch wagen sie sich nicht, so lange Licht brennt, heraus, weshalb eine Nachtlampe einigermaßen Schutz gewährt.

— Zur Beseitigung von Wanzen legt man 14 Tage lang einen morgens und abends frisch mit grüner Seife dünn bestrichenen Flanellappen auf. Alsdann sind die Wanzen so erweicht, daß sie sich durch Abschaben entfernen lassen.

— **Wie soll man warme Umschläge machen?**
Man kann ein zusammengelegtes, in heißes Wasser getauchtes und ausgerungenes Flanelltuch direkt anwenden. Besser ist es jedoch, den nach Bedarf ausgerungenen Flanell mit einem anderen einfach oder doppelt gefalteten Flanelltuch zu umhüllen und so auf die Haut zu legen. Die Wärme braucht nur kurze Zeit, um die trockene Schicht zu durchdringen, die Haut gewöhnt sich allmählich an die Hitze und kann einen höheren Grad ertragen, als wenn das feuchte, heiße Tuch direkt appliziert wird. Ferner bleibt der Umschlag länger warm, weil die äußere Hülle die Verdunstung hemmt. Ziemlich häufig angewendete warme Umschläge lindern die meisten örtlichen Schmerzen, gegen die gewöhnliche Linimente, Baisungen, Blutegel angewendet werden, und sind diesen als reinlicher und wirksamer vorzuziehen.

*

— **Gib dir fleißige Körperbewegung im Tempel der Natur und atme langsam in tiefen Zügen ein und aus.** Bewegung ist die beste Medizin für den Körper. Sie ist auch der billigste Magenbitter, denn sie macht Appetit. Jeden Tag, selbst bei wenig günstigem Wetter, mache einen Erholungs- und Gesundheitsspaziergang in frischer Luft durch Wald und Flur.

*

— **Mittel gegen Husten bei kleinen Kindern.** Man nehme etwas gutes Haferstroh, schneide dasselbe zu Häcksel, gieße etwas kochendes Wasser darauf und koche dieses etwa 10 Minuten. Alsdann gieße man den entstandenen Extrakt (Tee) durch ein Sieb ab. Diesem Tee füge man etwas Mandiszucker bei und lasse diesen auflösen. Alsdann gebe man den Kindern zu trinken. Der Tee schmeckt gar nicht schlecht und die Wirkung ist eine gute; der Husten löst sich und in einigen Tagen ist er beseitigt.

*

— **Ordnungssinn.** Wenn das Kind von selbst mit Mangelhaftigkeit darauf dringt, zur rechten Zeit in der Schule zu erscheinen, wenn es aus eigenem Antriebe seine Spielsachen nach dem Gebrauche aufräumt, so beweist das einen angeborenen Ordnungssinn. Wie stark fällt dagegen der Gang zu äußerlicher Unordnung, zum Versäumen der richtigen Zeit bei anderen Kindern auf. Der angeborene Ordnungssinn wird sich unter verständiger Anleitung zur Ordnungsliebe entwickelt und durch geeignete Beispiele erhalten und befestigt werden. Genauigkeit in der Zeit, Sorgfalt in der Kleidung, richtige Behandlung der Spielzeuge, Bücher, Schreibmaterialien usw. sind Punkte, welche eine Erziehung außer Acht lassen darf.

*

— **Ein altbekanntes Zahlenrätsel** kann in folgender Weise als galante Aufmerksamkeit für die Damen aufgegeben werden: Ein Herr stellt sich als „moderner Paris“ vor und behauptet, durch ein einfaches Rechenexempel beweisen zu können, daß alle anwesenden Damen gleich schön und begehrenswert seien. Drei der jungen Damen werden durch das Los ausgewählt zum „ersten Versuch“. Der Preisrichter zeichnet auf ein Stückchen Papier (oder Schreibtäfelchen) ein Dreieck, mit der Spitze nach oben und fordert jede Dame auf, das Datum ihres Geburtstages (also nur ob der Tag der 2., 12. oder 18. usw. im Monat ist) zu nennen und schreibt diese Zahlen an die Ecken des Dreiecks, links unten beginnend; dann addiert er dreimal je zwei Eckzahlen miteinander und schreibt die Summe zwischen die Ecken auf den Seitenstrich. Angenommen, die Eckzahlen sind: 4, 12, 2, so ergibt $4+12=16$, weiter $12+2=14$, zuletzt $2+4=6$. Nun kommt die Entscheidung: jede Dame soll selbst die auf sie fallende Zahl aufschreiben und zwar hat sie die ihrem Geburtsdatum gegenüberstehende mit der Datumszahl zu addieren. Zu aller Erstaunen werden trotz der verschiedenen Zahlen und Daten zuletzt drei gleiche dastehen — wie der „Paris“ triumphierend sagt, der Beweis für seine Behauptung. (Der Eck mit der Zahl 4 liegt der Seitenstrich mit der Zahl 14 gegenüber — also kommt die Zahl 18 heraus, Eck 12 gegen 6 ergibt ebenfalls 18, zuletzt 2 und 16 = 18). Wenn die Zuschauer sich von ihrem Erstaunen erholt haben, kann ein neues Exempel mit drei anderen Geburtsdaten den Beweis erbringen, daß immer zuletzt drei gleiche Zahlen herauskommen. S. N.

Bei Magenleiden leistet ein Tee von Bernuth und Sonig mit ein wenig gutem Rum oder etwas Wein gute Dienste.

*

— **Mittel gegen Zahnschmerz.** Auch der stärkste Zahnschmerz soll bei Anwendung folgenden Mittels augenblicklich verschwinden: Man gieße sich etwas Rum in die flache Hand, nachdem man zuvor ein wenig geschabte Kreide hineingegeben. Von dieser Lösung ziehe man — noch ehe zu viel Kohlenäure aus der geschabten Kreide entweichen kann — möglichst viel in die Nase. Ist letztere gefüllt, so halte man die Nase $\frac{1}{2}$ Minute lang zu, damit das Eingefangene nicht sofort wieder herauslaufen kann. Fast in demselben Augenblick, in dem man die Flüssigkeit einsaugt, verschwinden die Zahnschmerzen, gleichviel welcher Art dieselben sind. Es ist natürlich kein Mittel, das den Zahnschmerz für die Dauer beseitigt, ein solches gibt es ja bekanntlich nicht, es hat aber vor allen anderen den Vorzug, daß es sehr billig ist und dabei ausnahmslos ganz sicher wirkt.

*

— **Gegen aufgesprungene Hände,** wo die Oberhaut durch Wechsel von Kälte und trockener Wärme, besonders Strahlwärme des Ofens oder Feuerherds, ruiniert wurde, bewährt sich das Bestreichen mit frisch ausgepreßtem Zitronensaft. Die im ersten Augenblicke dadurch hervorgerufene Schmerzhaftigkeit möge man um so leichter mit in den Kauf nehmen, als die Säure diese Eigenschaft mit dem ebenfalls für solche Beschwerde empfohlenen, aber nicht so heilkräftigen und sauberen Glycerin teilt.

*

— **Um Glasuren und Glasfenster un durchsichtig zu machen,** löst man eine handvoll Kochsalz in ein Achtel Liter Weibier auf und bestreicht mit einem Pinsel die Außenseite der Scheiben kräftig und gleichmäßig mit dieser Mischung. Durch Abwaschen mit heißem Wasser ist der dünne, jedes Durchblicken verhindernde Überzug sofort zu entfernen.

—

Kleines Beschwerdebuch.

Wie einem unbescholtenen jungen Mädchen vom Staate das Fortkommen erschwert wird.

Die Schwester des Schreibers dieser Zeilen bewarb sich bei der Hamburger Oberpostdirektion behufs Anstellung als Telephonistin. Sie entspricht den Anforderungen die an die dazu nötige Intelligenz gestellt wird, indem sie über eine gute Allgemeinbildung verfügt und daher korrekt deutsch sprechen und schreiben kann, auch die verlangten Kenntnisse, Geographie betreffend, besitzt. Sie ist schulfrei und gesund.

Das Gesuch wird abgelehnt. Warum, weil das Mädchen in den ersten Jahren nach ihrer Schulzeit in hochachtbaren Häusern (darunter bei einem Hamburger Senator, der sich sehr günstig über sie ausgesprochen hat), „gedient“ hat. Damals konnten eingetretener unglücklicher Verhältnisse halber die respektablen Eltern das Kind nicht im Hause behalten, wollten es aber auch nicht als Kontoristin und dergleichen unterbringen. Später aber hat die Dame umgesattelt und bekleidet seit mehreren Jahren eine Vertrauensstellung als Buchhalterin.

Ist es nicht unrecht, daß der Staat einem jungen Mädchen, dem vielleicht nur vorgeworfen werden kann, daß es in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig war, das Weiterkommen so erschwert, lediglich deshalb, weil es gedient hat. Fördert er nicht unbewußt die Dienstbotennot, indem er die Personen, die diesen ehrenhaften Beruf ergriffen haben, als Menschen dritter Klasse betrachtet?

Sollte der Staat nicht gerade in der Ueberbrückung der Klassenunterschiede vorbildlich sein?

Unbescholtenheit, Wissen und Willen genügen ja leider nicht, wie man aus vorstehenden Zeilen ersieht, um die Qualifikation für den Beruf einer Telephonistin zu besitzen.

S. C.

*

Zur linken Hand.

Roman von Ursula Zöge von Manteuffel.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Buchbrunn, am 16. Juni.

Heute früh sah ich ihn vorbeiziehen, er grüßte und zögerte sein Pferd, als wolle er absteigen, aber Tante bog schnell mit mir in einen kleinen Glas- und Bijouterieladen, wo sie um eine Nadel für Dore lange, lange handelte. Als wir herausstraten, ritt er gerade fort. Ich sah, daß sein Pferd schaumbedeckt war, so, als hätte er einen langen, heißen Ritt hinter sich. Als wir nach Hause kamen, empfing uns Mama, die auf der Veranda saß, sehr strahlend.

„Denkst Euch, hier schreibt mir Papa, er wolle doch auch mal eine Vergnügungsreise machen und selber herkommen, um uns abzuholen. Welche Freude!“

„Weshalb empfand ich denn statt dieser Freude nur beklemmende Angst? Ach, mein teurer Vater, wie warst Du mir doch bisher das Beste und Bewundernswerteste in der ganzen Welt. Das Urbild aller Vortrefflichkeit . . . und jetzt erfährt mich kaltes Grauen beim Gedanken an Dich, wenn Du kommst, um mich von hier fortzunehmen, wo mein Glück und mein Leben wurzelt!“

Ich sah trostlos über die Ballustrade der Veranda, während Tante ins Zimmer ging, um Hut und Handschuhe fortzuliegen. Mama faltete indessen den Brief zusammen und sagte lächelnd:

„Es steht noch etwas Süßliches drin für Dich, Flore, aber das sage ich Dir nicht, es soll Dir eine Überraschung sein.“

Was kann das sein? Anstatt mich zu freuen, wurde mir so unheimlich zu Mute . . .

Buchbrunn, am 17. Juni.

Tage waren das, wie vor einem Gewitter . . . es war auch in der Tat sehr schwül und Mama und Tante hatten viel Kopfschmerzen, lagen im Zimmer hinter herabgelassenen Rollläden und ich habe sie gepflegt. Tante sah mich manchmal lächelnd an und flüsterte: „Nur nicht verzagt . . . es wird noch alles gut, Kleine . . . aber parieren!“ Sie erlaubte mir, nicht mal mehr allein in den kleinen Garten hinter dem Hause zu gehen.

Das Stubenmädchen sagte mir gestern ganz schnell und verstoßen auf der Treppe: „Gnädiges Fräulein, der Herr Prinz ist heute schon dreimal dagewesen . . . er selbst . . . und ich muß immer sagen, daß das Fräulein Kopfschmerz hat . . . ist's denn gar so schlimm damit?“ und blinzelte mich ganz pfiffig an. O, wie war mir das wieder so rätselhaft und unangenehm. Mir ist es immer, als ginge ich einen engen Weg ganz im Dunkeln hin. Weshalb nur das alles! Was will Tante?

Soweit kam ich heute früh, jetzt ist es spät und ich muß noch schreiben. Ich habe einen Brief von ihm, von ihm! Heute nachmittag war es so heiß wie noch nie. Der ganze Ort war still, man hätte denken können, alles schliefe. Die Fräulein von Haberstein, deren Balkon nach Süden liegt, kamen herunter und fragten, ob sie sich mit ihren Arbeiten auf unsere schattige, weinumrankte Veranda setzen dürften, sie hielten es oben garnicht mehr aus. Mama und Tante schrieben

Briefe im Zimmer und Tante sagte mir, ich solle mich nur mit den Fräuleins herausesetzen.

Ich tat es. Mit Arbeiten wurde nicht viel, Jasmin und Rosen dufteten so stark, ich hatte auch einen ganz dummen Kopf. Die beiden Fräulein sahen sehr gelangweilt aus, fast enttäuscht. „Ich dachte, Wilden wäre bei Ihnen,“ sagte Claire endlich. Ich schüttelte den Kopf. Waren sie deshalb herunter gekommen?

„Ich sah ihn doch vorhin durch den Garten gehen,“ sagte Traute und bog sich über das Geländer. Dann sahen sie beide da, breiteten ihre Stidereien auf dem Tisch vor sich aus und gähnten. Sie sind immer so geschmackvoll angezogen und ihre Wespentailen werden von allen Kurgästen bewundert. Beide sind schon gegen dreißig Jahr. Die eine war mal acht Jahre verlobt mit einem Leutnant, der nichts hatte und auf den Hauptmann wartete, aber statt des Hauptmanns kam der blaue Brief und da hat er sich denn in seiner Verzweiflung mit einer fürchtbar reichen Kommerzienratstochter verheiratet. Die arme Claire tut mir ja furchtbar leid, aber sie erzählt jedem, der es noch nicht weiß, diese Jugendgeschichte, und das muß ihr eine große Erleichterung sein . . . ich brachte kein Wort davon über die Lippen.

„Nein, die Dibel!“ seufzte Fräulein Traute, „mir ist ganz flau!“

„Du bist viel zu fest geschnürt,“ sagte Claire.

„Du etwa nicht? Man kann doch nicht herumlaufen wie die Gänschen vom Lande.“ Dabei sah sie mich an. Papa hat es nämlich nie erlaubt, daß wir uns schnürten, obwohl es durch die Kaiserin von Frankreich gerade jetzt so Mode geworden ist. Ich hörte das „Gänschen“ geduldig mit an, es war zu heiß und ich zu traurig, um mich zu ärgern.

Da rief Claire: „Dort steht ja Wilden und grüßt!“ Sie nickten beide eifrig, ich sah nicht von meiner Arbeit auf. Was hilft mir der Diener, wenn ich nach dem Herrn verlange? Inbessen kam Herr von Wilden ganz unbefangen von der Straße her über das den rauschenden Bach überwölbende Brückchen und durch den kleinen Garten bis an die Veranda.

Die beiden Habersteins wurden gleich sehr lebendig.

„Ich, wir haben uns so schrecklich gelangweilt!“ riefen sie, „kommen Sie doch ein wenig herein und erzählen Sie uns etwas Schnurriges!“

Das tat er denn, und überschüttete beide binnen fünf Minuten mit mehr Artigkeiten, wie einem andern in einer Stunde einfallen, so daß die beiden blassen, mageren Fräulein ganz rot und animiert, aus dem Nichern nicht herauskamen. Sie finden ihn beide charmant, interessant und zehnmal hübscher wie den Prinzen. Als ob dies alberne Wort irgend etwas mit seinem Bauer zu tun hätte. Auf jeden Fall macht sich Wilden in der ganzen Gesellschaft sehr beliebt.

Mich fragte er recht höflich nach meinem und der Mama Befinden, kummerte sich dann aber nicht mehr um mich, obwohl er auf derselben Bank saß. Da mit einem Mal bemerkte ich,

daß er, während er immer mit den gegenüberstehenden Frauen sprach und lachte, mir unter dem Schutze der Tischdecke einen versiegelten Brief hinhielt. Eine Ahnung durchfuhr mich — ich griff danach und ließ den Brief in meine Tasche gleiten. Dann stand ich hastig auf und ging ins Zimmer, huschte an Mama vorbei und setzte mich im Schlafzimmer ans Fenster.

Ich glaube, ich hatte Fieber vor Aufregung. Schnell öffnete ich den Brief — und las zuerst die Unterschrift: „Ewig Dein Karl Otto Eberhard.“ — Das Wort habe ich mit Küßen bedeckt. Dann erst las ich den Brief — und hier schreibe ich ihn, ach so gerne, ab:

Süße Rose! — Weshalb marterst Du mich so? — Oder darfst Du nicht? — Wüßtest Du in welcher Stimmung ich bin, Du würdest Dich vor mir fürchten. Aber eine Taube kann ja nicht ahnen, was ein gereizter Löwe fühlt. Ich liebe Dich, Florentine, mit meinem ganzen Menschen lieb ich Dich und Du bleibst unsichtbar und fester mir. Ich erwarte ein Wort der Aufklärung. Ich muß Dich wieder sehen — ach nein, viel mehr, muß Dich mein eigen nennen.

Ewig Dein Karl Otto Eberhard.

Ich war so glücklich und dabei doch so unruhig, so voll Angst und Zweifel. Was tun? — Sein Wille beherrscht mich, er verlangt Aufklärung, also muß ich sie ihm geben. Mit zitternder Hand schrieb ich auf einen Briefbogen: „Tante erlaub nicht.“

Das war „ein Wort der Aufklärung“, aber ich konnte es nicht so allein zu ihm hinschicken, ich mußte noch hinzufügen „Ganz Dein eigen, Flore.“ Dann starrte ich die Worte an — das hatte ich — ich einem fremden Mann, einem hohen Herrn geschrieben, von dem ich noch vor wenigen Wochen nichts gewußt hatte. Ganz — Dein — eigen!

Ich faltete zusammen und klebte mit einer Oblate zu. Wie ich es dann fertig gebracht habe, den Brief Herrn von Wilden wieder zukommen zu lassen, obwohl jetzt Mama und Tante auf der Veranda waren, wird mir immer ein Rätsel bleiben — aber er bekam ihn und empfahl sich bald danach.

Tante lobte mich nachher über mein „zurückhaltendes Benehmen.“ Mich überkam ein schreckliches Schuldgefühl — aber ich kann nicht anders! Mein Herz hat seinen Herrn und Meister gefunden, dem es willenlos gehorchen muß und der damit schaltet und waltet nach seinem Belieben...

Buchbrunn, am 24. Juni.

Papa ist da — es ist alles aus! Morgen reisen wir nach Hause, ich werde ihn nie wiedersehen. Nie, nie, nie — ist das Wort nur auszudenken? — Ich werde hinleben, grau und stumpf werden für alles in der Welt und ich werde sterben, ohne ihn wiedergesehen zu haben.

Mein Kopf schwindelt mir und ich bin ganz betäubt. Wenn ich nur wenigstens weinen könnte, aber ich kann nicht weinen. Ich fühle nicht mal große Angst und Verzweiflung. Es ist, als hätte mich jemand gerade aus's Herz geschlagen — es kann nicht mehr klopfen, nicht mehr zagen und hoffen, es ist gelähmt.

Also Papa kam. Er fand Mama wohlaussehend, freute sich, umarmte sie vielmal und richtete alle Grüße der Schwestern aus. Dann kam ich dran. Er küßte mich herzlich, hielt mich auf Armeseilänge von sich und sah mich vergnügt an.

„Donnerwetter!“ — jagte er — „Donnerwetter — was ist aus Dir geworden — Mädel!“

Und ich konnte ihm nicht frei in die Augen sehen — in seine blickenden Soldatenaugen, die so scharf sind wie zwei Gewehrläufe! — Und dann kam das Schrecklichste!

„Na,“ rief er und wandte sich zur Türe, die nur angelehnt geblieben war, „da Du so brillant aussiehst, wirst Du wohl auch einen Puff aushalten, ohne in Ohnmacht zu fallen. Meine Überraschung kann also hereinkommen.“

Ich hörte Tante Dorette neben mir einen Schrei ausstoßen, wandte mich schnell nach der Türe — und sah Fritz Brenden auf der Schwelle stehen!

So wie er oft in der Türe stand, schon als Junge — etwas bescheiden, lächelnd und mit segnenden, bittenden Augen wie ein treuer Hund, der nicht recht weiß, darf er, oder darf er nicht. Er war in Zivil und sah viel jünger und viel schwächer aus wie in Uniform. Ich muß kreideweiß geworden sein, denn ich fühlte Tantens flügenden Arm um meine Taille und hörte ihr: „Fasse Dich!“ — an mein Ohr.

„Also da komme nur herein!“ rief Papa lustig, „ja, den hab' ich mitgebracht! — als Nachtur! — Na, was sagt meine Flore nun? — Bin ich etwa ein alter Brummbär von einem Vater?“

Wie dankbar war ich, daß er mich dabei garnicht ansah, sondern Mama, die ebenso seelenfroh aussah wie er selbst. Fritz kam schnell auf mich zu, hielt mir beide Hände hin und wollte mich küssen — aber er hat es nicht getan — nein, nein.

nein! — Das nicht! — In mir bäumte sich plötzlich ein solches Entsetzen auf, daß ich zurückfuhr und den Kopf wegwandte, während ihn Tante Dorette so eifrig nach seinen Eltern frug, daß ihm nichts übrig blieb, wie zu antworten. Wir saßen dann auf der Veranda und tranken Kaffee. Wie ich es möglich brachte, an der Unterhaltung teilzunehmen, weiß ich nicht, aber ich tat es. Ich war sogar heiter, gesprächig — eine ganz neue, mir bisher fremde Verstellungskunst — oder war es die Verzweiflung, die über mich gekommen war? Nur wenn Fritz mir die Hand drücken wollte, zog ich meine Hand fort, und wenn Papa uns zunickte, sah ich in meine Kaffeetasse.

Nachher gingen wir alle zur Musik vor das Kurhaus. Papa war sehr guter Dinge, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch im Takt der Tänze und Märsche, welche die kleine Kapelle spielte, und erzählte von der Reise. Sie sind auch in der herzoglichen Residenz gewesen und haben sich die Marställe angesehen.

„Schneidige Gänse!“ sagte er, „alle so von einem Schlage — etwa, wie die Pferde vor dem Jagdwagen dort. Was sehe ich denn? Das ist ja auch die herzogliche Livree!“

Ich zitterte. Ohne den Kopf von meiner Häkelarbeit zu heben, sah ich durch die Wimpern in die Richtung. Ja, er war es. Er war die Allee, welche als Fahrweg durch die Anlagen führt, herabgekommen, hielt vor der Konditorei und sprang dort vom Kutscherbock.

„Ach ja,“ sagte Mama ganz harmlos, „das ist ja die Hoheit, von der ich Dir schrieb, lieber Otto... ein höflicher junger Prinz.“

„Ich besinne mich,“ sagte Papa, „richtig! — Aber er wird doch nicht hierher — Kinder, das kann ja recht ungemütlich werden, Pöbelelement!“

Denn er kam wirklich gerade auf uns zu, gefolgt von Wilden. Aber da — zum erstenmal segnete ich sie dafür! — huschte auch schon die hübsche, bunte Witwe ihm in den Weg und schien ihn mit Fragen zu überschütten. Sie hatte bisher mit ihrem Onkel, einem pensionierten General, an einem Tisch ziemlich weit von dem unseren gesessen und uns ununterbrochen durch ihr Augenglas fixiert. Papa und Fritz schienen sie gewaltig zu interessieren.

„Wer ist denn diese tolle, kleine Person mit dem himmelstürmenden Federhut?“ frug Papa. Wir sagten es ihm.

„Was der Tausend!“ rief er, das ist ja General Hahnau — Kinder, den muß ich nachher begrüßen — der war einst mein Rittmeister. Seht mal an, wen man so gleich alles findet, wenn man die Nase in die Welt steckt.“

Ich aber sah unterdessen die Gefahr immer näher rücken — er hatte die Hahnau abgeschüttelt und kam. In diesem Augenblick sah Papa mich an — es war ein Zufall. Er wollte Fritz, der sichtlich bedrückt neben mir saß, etwas fragen.

Sein Blick traf mich, wie ich dasah, vergeblich gegen die Purpurglut kämpfend, die mir, das fühlte ich, Gesicht und Hals überzog. Papa stutzte, aber er sagte nichts, er sah nur ganz betroffen aus und räusperte sich.

Ja, — nun war er da. Wilden vermittelte die Vorstellung und mein Herzgeliebter überreichte Mama einen köstlichen Strauß der seltensten Orchideen.

„Zur Feier Ihrer völligen Genesung, gnädige Frau,“ jagte er und küßte Mama die Hand. Und dann setzte er sich neben Papa und fing mit ihm gleich von der preussischen Armee an zu reden, die nach seiner Ansicht berufen sei und das Zeug dazu habe, eine Weltmacht zu werden, und dann von Pferden und Jagd und Hunden — o, wie sein Zauber auch hier wirkte. Papa wurde gesprächig, voll Eifer, alle Schatten des Ungemütlichen verschwanden. Wilden unterhielt sich unterdessen mit Fritz. Ich bemerkte wohl, daß Fritz und mein Liebster, nachdem sie einen einzigen Blick gewechselt hatten, es vermieden, sich wieder anzusehen.

„Sie würden mich sehr glücklich machen, Herr Oberst, wenn Sie mir morgen die Ehre Ihres Besuches erweisen wollten — leider ist jetzt keine Jagdzeit, aber vielleicht interessiert es Sie doch, den Wildstand zu prüfen und meine Geweihsammlung in Augenschein zu nehmen. Sollten auch die Damen und — der Herr Leutnant an einem Gabelbruststück auf der Försterei teilnehmen wollen, so wäre ich hochbeglückt.“

Papa fuhr sich mit der Hand durch sein dickes, graues Haar — wie in plötzlich wiederkehrendem Unbehagen.

„Zu viel Ehre, Hoheit,“ sagte er, — „ich weiß wirklich nicht, wie ich zu dieser Auszeichnung komme, und danke ergehenst, aber bitte mich und meine Damen zu entschuldigen. Wir feiern morgen ein — hm — kleines Familienfest!“ — Dabei sah er Fritz und mich an.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten.

L. F. Meyer.



Müde Seelen.

Skizze von Karl Conte Scapinelli.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Eschreiter stand in der großen Glasveranda, die neben dem Speisesaal des Sanatoriums lag und die herrlichste Aussicht auf den breiten Strom bot, und sah in den Novembermittag, der grau vor ihm lag.

Toten Sonntag! Wenn er auch ferne von der Großstadt hier zur Erholung seiner angegriffenen Nerven weilte, so stieg doch an diesem Tage wieder der ganze, mit allen Mitteln zurückgebrängte Schmerz des letzten Jahres in ihm auf, der Schmerz um seine verstorbene Frau, der ihm eine Zeitslang fast die Besinnung raubte, dann aber hier im Sanatorium, zwischen Wäldern, sich allmählich zu legen schien.

In diesem Augenblick sah Eschreiter vor sich nicht die wandernden Bogen, er sah nur im Geiste seine arme Frau, wie sie bleich und tot vor ihm auf der Bahre lag.

Der Anstaltsleiter Professor Webbeder trat leise an den Sinnenden heran, klopfte ihn freundlich auf die Schulter und sagte: „Nicht immer denken, Herr Doktor! Es gibt kein besseres Heilmittel für die Nerven, als Ruhe und Gedankenlosigkeit. An nichts denken, das ist das Beste!“

„Wenn ich das könnte,“ sagte aufseufzend Eschreiter. „Aber gerade diese grauen Tage machen mich wieder krank, da faßt mich alles Verlangen an und läßt mich nicht los.“ Er schrie es fast in seinem Leid heraus, so daß der Arzt ihn am Arme nahm und begütigend sagte: „Doktor, Doktor, nur sich nicht gehen lassen, sonst machen Sie alle meine ärztliche Kunst zunichte.“ Er führte ihn in den Speisesaal, wo schon mehrere Gäste versammelt waren, und sprach leise auf ihn ein: „Tapfer sein, Doktor! Sehen Sie Fräulein Mirih an, die trägt schwerer als Sie, aber sie hält sich tapfer.“

Eschreiter sah unwillkürlich zu dem schlanken, blassen Mädchen hinüber, das ruhig beim Tische stand und vor sich hinsah, gezwungen-gleichgültig, gezwungen-gedankenlos, und doch mit dem wehen Zug einer starken Dulderin um den Mund. Er hatte sie früher nie so beobachtet, wenn er auch ihr Tischnachbar war und auf die gleichgültigen Fragen, die sie an ihn richtete, gleichgültige Antworten gegeben hatte.

Sie trägt schwerer als du, dachte er, und ein bewundernder, mitleidiger Blick aus seinen müden Augen traf sie. Der Schmerz, der sie groß machte, er machte ihn klein, das fühlte er.

Man hatte sich zur Mittagstafel gesetzt. Kaum, daß das Gemurmel der Leidenden zu einem lauten Wort anwuchs, nur des Anstaltsleiters tiefe Bassstimme drang immer laut und sonor durch den Raum, wie eine Aufmunterung zur Nachahmung; dann und wann nötigte er einen Gast zum Essen, rief er einem anderen ein lustiges Scherzwort zu, das dieser mit einem müden Lächeln hinnahm. Sie waren ja alle sonst gesund, nur ihr Gemüt war wund und sollte hier Heilung finden.

„Wer die Gräber seiner Anverwandten in der Stadt besuchen will, meine Herrschaften, dem rate ich, den Zwei-Uhr-Zug zu nehmen und wieder um sechs Uhr hierher zurückzufahren!“ sagte dann der Anstaltsarzt. „Aber alle müssen mir versprechen, sich nicht dabei zu erregen! Für Sie, lieber Doktor,“ wandte er sich an Eschreiter, „ist es am besten, Sie bleiben heute hier. Die vielen Menschen auf der Bahn, die Massen auf den Friedhöfen werden Sie zu sehr aufregen.“

„Nein, nein, ich muß nach ihrem Grabe sehen,“ sagte der Angeredete hastig. Und da der Arzt im Wesen und Blick des Kranken Entschlossenheit merkte, wollte er ihm nicht mehr direkt widersprechen, sondern fügte nur bei: „Aber dürfen Sie auf keinen Fall dorthin.“

Fräulein Mirih sah mit ihren schönen dunklen Augen mitleidig auf den nervösen Mann ihr gegenüber, dessen ganzes Aeußere einen schweren Seelentampf ausdrückte.

„Ich muß an ihr Grab,“ sagte er plötzlich aufstehend, und da der Arzt noch überlegte, was er sagen

sollte, tönte Fräulein Mirih's helle Stimme herüber: „Ich darf Sie vielleicht begleiten, Doktor Eschreiter!“

Es klang kaum wie eine Frage, mehr wie ein Trost, den sie ihm zu der strengen Anordnung des Arztes bieten wollte.

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verbunden,“ entgegnete er förmlich, und doch klang es wie Freude aus seinen Worten, daß er den schweren und doch so lieben Weg nicht allein machen mußte.

Da beide den Arzt dabei wie fragend ansahen, sagte der Professor: „Fräulein, es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie sich trotz Ihres eigenen Leides des Kammers anderer annehmen. Sie sind sehr mutig!“

Selbst der erfahrene Arzt wunderte sich über Fräulein Mirih's Kraft und Energie. Er hatte erwartet, daß der Doktor aufstehen und sich die Begleitung einer fremden Person verbitten würde, und man hätte das verstehen müssen. Da er aber die Begleitung dankbar annahm, fand der Arzt seine Meinung bestätigt, daß Fräulein Mirih's Willenskraft auch auf den schwachen Doktor eine starke Wirkung ausübte. — — —

Ueber die lange Landstraße, die rechts und links von alten Bäumen besäumt ist, ziehen heute Scharen von schwarzgekleideten Menschen zum großen Friedhof, um die Gräber ihrer Lieben zu besuchen. Mitten unter den anderen geht auch Eschreiter dahin. Seine Haltung ist gebeugt, sein Gang schlaff, in den Händen hält er einen großen, dunklen Kranz, indes hinter ihm in einiger Entfernung Fräulein Mirih folgt. Sie führt an der Hand einen Knaben, der sich traulich mit ihr zu unterhalten scheint.

Eschreiter hatte sie gebeten, mit ihm zu seinen Verwandten zu gehen, die einstweilen, da er im Sanatorium weilte, sein Söhnchen pflegten. Sie fühlte, es war das Liebste, das er noch besaß, an das er sich heute bei diesem schweren Gang klammern wollte. Darum hatten sie den Jungen mitgenommen und waren so zu dreien nach dem Friedhof gegangen. Als sie ihn betraten, bat Eschreiter, sie möge ihm den Knaben geben. Aengstlich sah dieser zu ihm auf, fast als fürchte er sich vor dem Vater, und wollte an der Hand des Fräuleins bleiben, das so nett mit ihm geplaudert.

In der Nähe des Grabes wollte Fräulein Mirih umherschauen, aber der Junge rief zu ihr und bat, doch auch für das tote Mütterchen am Grabe zu beten. Da war sie schüchtern, fast lautlos herangetreten; und als sie den großen blassen Mann wie in sich zusammengefallen vor dem Grabe stehen sah, hatte sie das Mitleid so mächtig gepackt, daß auch sie laut aufschluchzen mußte.

„Weinen Sie nur, wir beide haben ja so viel Leid erfahren,“ sagte plötzlich Eschreiter, sich zu ihr wendend.

„Es hat mich nur so ergriffen, da ich Sie so verzeiwelt sah,“ sagte sie wie zur Entschuldigung.

Da lachte er bitter auf und meinte: „Es wird Ihr eigener Kummer sein, Ihr eigener Jammer, der Sie weinen macht.“

„Nein, Doktor, mein Leid ist derart, daß ich darüber nicht weinen darf. Ihnen starb ein teures Wesen, und es bleibt Ihnen im Tode. Der mir starb, lebt und blieb mir dennoch nicht.“

Ein harter Dulderzug furchte in diesem Augenblick ihre Wangen. Aber sie überwand sich und preßte nur des Kleinen Hand.

„Wenn ich hätte in all dem Leid etwas lieben und hegen können wie Sie, Doktor, dann hätte ich's leichter getragen. Der Knabe dürstet ja nach Liebe. Darf ich ihm einen Kuß geben?“

Da lächelte zum erstenmal der Doktor: „Sie dürfen, freilich dürfen Sie,“ und da der Kleine seine Arme um das Fräulein schlang, meinte er: „Von Ihnen strahlt Wärme, Liebe, Sonne aus, Fräulein, in Ihrer Nähe wird der Schmerz gelinder, das Herz ruhiger. Sie haben etwas so Frauenhaftes!“

„Und ich wurde doch nicht wert befunden, eine Frau zu werden,“ sagte sie bitter, voll Hohn.

„Der Mann war blind,“ rief jetzt der Doktor.

„Nein, er war nur schlecht,“ sagte sie bestimmt und ohne Erregung. Da fühlte der Doktor erst, was dieses Mädchen durchgemacht und überwunden, und daß sie sich dennoch ein warmes Herz, einen mitleidigen Sinn bewahrt.

„Wir sind zwei müde Seelen,“ sagte er feierlich, „zwei müde Seelen.“

Sie antwortete nichts, aber sie senkte den Kopf; der innige Ton, mit dem er es gesagt, tat ihr wohl.

Da erwachte neben ihr ein Menschenherz aus totenähnlichem Schlaf, ein Menschenherz wurde weich, das vor Schmerz zu versteinern drohte.

Als sie den Friedhof verlassen, hatten sie wie selbstverständlich den Knaben in ihre Mitte genommen.

„Jetzt gehen wir wie früher mit der Mama!“ rief der Junge treuherzig.

Die beiden Erwachsenen wandten sich ab und taten, als hätten sie die Worte des Kindes nicht gehört.

Sie brachten den Kleinen zu den Unverwandten zurück und fuhrten dann zur Anstalt.

„Nun kehren wir wieder in das düstere Haus zurück!“ sagte der Doktor im Rupee, schwer aufatmend. „Schon war ich am Wege der Besserung. Nun werden auch Sie uns verlassen, und dann bin ich dort ganz allein mit meinen Gedanken.“

Wenn man ein Kind hat, kann man nie allein sein, bemerkte sie. „Ich wollte, es gehörte mir.“

„Sie können es haben,“ sagte er seltsam erregt, „aber Sie müssen sich auch seines Vaters annehmen. — Fräulein Miritz, Sie waren ja so gütig gegen mich, Sie haben mich ja so lieb um jene Klippe geführt, das gibt mir Mut, so zu Ihnen zu sprechen. Wollen Sie sich meines Knaben annehmen, ihm eine Mutter sein? Was ich an Liebe und Lustigkeit nicht mehr mitbringe, das wird er Ihnen bieten.“

Sie sah hinaus in die Nacht und sprach kein Wort, aber in ihren Augen glänzte eine Träne. Durfte sie ihn der Toten nehmen? Aber dann war ihr, als nähme sie ihn nicht der Toten, sondern nur der Trauer, und gäbe ihn seinem Kinde, der Allgemeinheit durch ihre späte Liebe wieder.

Bei mir ist darinnen etwas verbrannt, was kann ich Ihnen noch alledem noch sein?“ sagte sie stockend.

„Sie sind ja so reich trotz alledem, daß Sie meiner armen, kranken Seele noch tausendfältiges Leben spenden können,“ erwiderte er überzeugt.

„Was ich habe, will ich dir geben, alle Liebe, alle Fürsorge!“ rief sie da und ließ die Hand über seinen früh ergrauten Scheitel gleiten.

„Des Knaben wegen tu's, Magda, ich bitte dich!“

Und wie von einer schweren Krankheit befreit, saßen sich beide in die Augen, in die verhärtenen Bäume. Aber ein Schimmer der Freude schien sie zu erhellen. Sollte doch ein neues Leben für beide beginnen!



Modernste Einbruchstechnik. Heutzutage werden Diebeswerkzeuge in der geistreichsten und sorgfältigsten Weise ausgeführt. Ein solches Werkzeug, das sich im Scotland Yard-Museum zu London befindet, ist ein Wunder verbrecherischen Genies. Auf den ersten Blick ist es nur ein Stück fein polierten Stahls, etwa sieben Zoll lang. Drückt man aber auf eine Feder, so kommt ein Drillbohrer, drückt man auf eine andere Feder, ein Schraubenzieher hervor. Eine dritte Feder läßt einen Glasschneider, eine vierte einen Meißel erscheinen. Geschlossen ist dieses Universalwerkzeug ein Hammer auf der einen, eine Brechstange auf der andern Seite. Ist nun ein Einbruch mit Hilfe von Bohrer, Hammer und Meißel begangen worden, so weiß die Polizei, daß die Hand eines Neulings oder die eines ungeschickten Verbrechers im Spiele war. Der „wissenschaftliche“ Einbrecher, der auf der Höhe der Zeit steht, verwendet Thermit oder Nitroglycerin, um Behältnisse zu öffnen, die der Besizer nicht für ihn bestimmt hat. Das Thermit, das auf einem kleinen Umkreise augenblicklich eine ungeheure Hitze entwickelt, brennt in die Stahlplatten der Panzerkassen mit Leichtigkeit das erwünschte Loch. Doch hat dieses Präparat den Nachteil, daß es mit hellleuchtender Flamme brennt und dicke Dampfswolken erzeugt. Nitroglycerin, das wegen seiner Gefährlichkeit gefürchtete Sprengmittel, wird durch eine Röhre in der Tür mit einer Spritze in das Innere der Kasse gebracht. Eine Blindkapsel wird dann an der Röhre befestigt und mit

Hilfe einer kleinen elektrischen Batterie zur Explosion gebracht. Ein dumpfer Krach, und die Tür ist gesprengt. Es ist auch vorgekommen, daß die Einbrecher einige Drähte an die elektrische Leitung anschlossen, mittels zweier Kohlenstäbe einen elektrischen Lichtbogen erzeugten und mit seiner Hilfe die Eisenplatten einschmolzen, doch ist dieses komplizierte Verfahren durch das Thermit überholt worden. Um sich nicht durch Fingerspuren zu verraten, die die Polizei sorgfältig untersucht, tragen die Einbrecher während der Arbeit Glatzhandschuhe.

Der Dichter als Schäfer. Manches lustige Geschichtchen wird noch immer jenseits in Pariser Blättern von dem Dichter Emile Goubeau aufgefrischt, der im Jahre 1906 verstarb. Goubeau besaß in jenen Glücklichstagen, da er ein erstes Kabarett gründete und den Montmartre entdeckte, einen schönen spanischen Wachtelhund, mit dem er überall erschien. Bald war das hübsche Tier allgemein so bekannt wie sein Herr, so bekannt, daß selbst der Steuerbeamte von seiner Existenz Notiz nehmen mußte und eines Tages bei dem Dichter vorsprach, um von ihm die auf das Halten von Zugshunden gelegte Steuer zu verlangen. Goubeau fiel aus allen Wolken und wurde wütend. „Ein Zugshund!“ schrie er, „er, mein treuer Freund, ja, ich kann sagen der Mitarbeiter eines armen Geistesproletariats!“ Er schied sich zu einer langen Rede an, aber der Beamte unterbrach ihn kurz: „Hier handelt es sich nicht um Literatur. Die Steuer muß bezahlt werden. Nur die Schäferhunde sind frei, und Sie sind doch kein Schäfer, nicht wahr?“ Da fuhr Goubeau entrüstet auf: „Ich kein Schäfer? Wissen Sie denn nicht, mein Herr, daß seit dem ältesten Altertum die Dichter immer Schäfer waren? Virgil und Theocrit und der göttliche Corydon und Longus, der Vater von Daphnis und Chloë; und Alexis und Tircis...“ Der Beamte war von der Menge seltsamer Namen, die ihm da ins Gesicht flogen, wie betäubt. Endlich brachte er mühsam den Einwand hervor: „Aber Sie haben ja keine Herde.“ „Ich habe keine Herde,“ entgegnete der Dichter mit grimmigem Lächeln, „weil ich ein armer Schäfer bin. Aber woher kommt meine Armut? Alle die sind daran schuld, die sich darin gefallen, Unglück zu säen. Wie Politiker und Sie, ihre Helfershelfer...“ Der Beamte ging achselzuckend fort. Goubeau aber kaufte sich, um sich als Schäfer zu legitimieren, ein Schaf, das er nun auf seinen Spaziergängen neben dem Wachtelhunde herumführte. Man ließ von da ab den Poeten ungeschoren, aber sein Mittel wäre wohl doch nicht allen Leuten zu empfehlen, die keine Hundesteuer zahlen wollen. . . .

Rebus.

